

Es war der Zweck der Untersuchung zu zeigen, daß der „scheinbar regellose, launenhafte Gang der Witterung“ (VAN BEBBER) die Bezugnahme zur Erdoberfläche jedenfalls nicht ausschließt. Er wird damit einer geographischen Betrachtungsweise zugänglich, die es gestattet, „Witterung“ und „Klima“ nicht mehr als eine

Alternative zweier verschiedener Wissenschaftszweige, sondern als Einheit innerhalb des physisch-geographischen Lehrgebäudes aufzufassen.

Für seine sorgfältige Mithilfe bei der Auszählung der Tiefdruckgebiete danke ich Herrn Dipl. Met. W. Sommer.

DJERBA

Beitrag zur Kulturgeographie Südtunesiens

Mit 5 Textfiguren und 3 Bildern

KARL SUTER

Summary: Djerba: A Contribution to the Human Geography of Southern Tunisia. The isle of Djerba in southern Tunisia, only 514 sq. Km. large, belongs to the steppe zone of the southern Mediterranean, and its climate is characterised by hot and dry summers and mild, moderately humid, winters. This climate permits the successful cultivation of olives and dates, and in addition modest grain and vegetable growing is practised. The inhabitants distinguish four types of cultivated plots: *menzel* (garden with dwelling house), *djnän* (fruit garden), *sanja* (vegetable garden with well for irrigation) and *frawa* (olive grove). Except for the latter type it is typical of all these gardens to be surrounded by high hedges.

Djerba's characteristic settlement type is dispersed. The siting of the farmsteads is utterly independent of edaphic features as occurrence of water, altitude, topography and soil types. This independence is possible since the Djerbis depend for their water supply on wells. There is at least one per dwelling house, but in many cases there are two. Borings for suitable freshwater, apart from a single case, have so far had no success.

The dwelling house of the island (called *dar*) consists of a single room which is divided into three sections. The central section serves as living quarters, whereas the adjoining ones on either side are used for sleeping. One of the latter is regularly covered by a dome (*quba*); this is used during the winter. The other is covered by a cubical structure with windows (*ghorfa*). This is used for sleeping in summer. In the latter case the sleeping accommodation is raised 3 m. above the ground and the washing facilities are underneath this raised bunk. Two or three houses are normally combined in a single structure (*baouch*); this is inhabited by related families and has also communally used rooms as kitchen and storage space. Somewhat different from this are the Jewish houses of the two settlements Hara Kbira and Hara Shkira.

The total number of inhabitants of the isle is 60,000; they are Berbers, or rather Arabised Berbers. They belong to two different Mohammedan denominations, the Malikis and the Ibadites. There are numerous mosques on the isle. The main occupation is horticulture, additional ones are fishing, pottery and the making of carpets and wall mats. Since these occupations are insufficient to provide an adequate livelihood for the population, many Djerbis emigrate, especially to the towns of Tunisia. There they have a high reputation as traders in cloth and spices. Emigration is, however, only of the temporary type. The principal settlement is the small market town of Houmt-Souk.

Über Djerba ist in den Jahren 1941 und 1942 in der Revue Tunisienne, Tunis, unter dem Titel „L'île de Djerba“, von S. TLATLI eine sehr lesens-

werte Monographie erschienen (Band 1941 I. Teil, S. 1—81; Band 1942 II. Teil, S. 1—124). Auf sie wird im vorliegenden Aufsatz, der keine Sammlung von Wiederholungen sein will, nur vereinzelt hingewiesen. Mein Aufenthalt (Herbst 1958) hatte den Zweck, festzustellen, ob gewisse geographische Aspekte, durch die sich die zur nordalgerischen Sahara gehörende Region des Mزاب auszeichnet, auch hier auftreten. Daß die Wahl für die vergleichende Untersuchung auf Djerba fiel, war gegeben, ist es doch in rassischer, religiöser und sprachlicher Hinsicht mit dem Mزاب verwandt. Auch Djerba wird von Berbern oder vielleicht besser arabisierten Berbern bewohnt, die einen eigenen berberischen Dialekt sprechen und einer besondern muslimischen Glaubensrichtung, jener der Kharidjiten, im besondern der Ibaditen angehören. Doch trifft das nicht für die ganze Insel zu. Ungefähr die Hälfte ihrer Bevölkerung ist in religiöser Hinsicht malikitisch und spricht Arabisch als Muttersprache. Von Malikiten ist hauptsächlich der Osten und Norden (Midoun, Beni Maaguel, Arkou, Taourit) und ein Abschnitt im Innern (El Mai, Mahboubine) bewohnt; der ganze übrige und zwar größere Teil ist vorwiegend ibaditisch, so der Westen, Süden, ein Teil des Nordens und bedeutende Abschnitte im Innern (Guellala, Adjim, Cedriane, Ouallagh, Sedouikech, Beni Diss).

Djerba ist eine 514 km² große Insel in der Kleinen Syrte. Sie kann vom Festland aus auf zwei Wegen erreicht werden, entweder mit der Fähre über die 2 km breite Enge von Adjim oder mit dem Auto über den 6 km langen, in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg erbauten Straßendamm von El Kantara. Er durchquert einen sehr seichten Meeresabschnitt. Schon zur Römerzeit war die Insel an dieser Stelle durch eine Chaussee mit dem Festlande verbunden.

Djerba ist je 29 km lang und breit. Was dem aufmerksamen Besucher sofort auffällt, ist das Fehlen eines markant in Erscheinung tretenden

Reliefs. Die Insel ist zur Hauptsache eben. Nur im Südabschnitt, in der Nähe der Meeresküste, zieht eine niedrige Anhöhe von maximal 55 m durch. Djerba weist kein einziges Tal auf, auch keinen Fluß, ja nicht einmal einen ständig fließenden Bach.



Fig. 1: Djerba

gezeichnet nach den Kartenblättern Gabès und Sidi Chemmakh (M 1:200 000) des Service Géographique de l'Armée, Paris.

Djerba gehört zum Lebensraum der Dattelpalme. Es sind davon rund 600 000 Bäume vorhanden¹⁾. Dennoch geht es aber nicht an, diese Insel als eine Oase zu bezeichnen, läßt dieser Begriff doch sofort an eine Wüste, in unserem Falle an die Sahara, denken. Djerba gehört nicht zu ihr. Das legt ganz eindeutig sein Klima dar, vor allem seine durchschnittliche jährliche Regenmenge, die fast auf der ganzen Insel 230 mm (S. TLATLI, 1941, S. 36) beträgt. Das ist weit mehr, als für die nördliche Grenzzone der Sahara, nämlich 100 mm, ermittelt wurde²⁾. Jahre, in denen die Regenmenge keine 100 mm erreicht, sind ganz selten. Auch spiegelt sich auf Djerba — wiederum im Gegensatz zur Sahara — in der Regenverteilung eine ausgesprochene Periodizität wider. Der Sommer ist sehr trocken, der Winter aber relativ feucht. Ein solcher Rhythmus ist dem mediterranen Klima eigen; Djerba ist hinsichtlich seines

Regenregimes diesem Klima zuzuordnen. Das gilt auch für seinen jährlichen Temperaturgang. Das Wärmemittel seines kältesten Monats, des Januars, beträgt 12°, und das seines wärmsten Monats, des Augusts, 27°. Das ergibt eine Temperaturschwankung von 15°. Die milden Winter und die relativ große Luftfeuchtigkeit erlauben, und zwar ohne künstliche Bewässerung, die Kultur der Olive, des Charakterbaums des mediterranen Wirtschaftsraumes. Es sind rund 400 000 Ölbäume vorhanden³⁾. Obwohl zahlenmäßig gegenüber der Dattelpalme zurückbleibend, kommt der Olive im Wirtschaftsleben der Insel die gleiche Bedeutung wie der Dattel zu.

Djerba hat, auch nach dem Dafürhalten seiner Bewohner, kein saharisches Gepräge. Während in der großen Wüste menschliches Leben nur da möglich ist, wo Trinkwasser aus dem Erdboden zur Verfügung steht, trifft das für Djerba nicht zu. Es zieht sich für seine Trinkwasserversorgung den Regen zunutze. Das wäre für ein saharisches Gebiet ganz undenkbar.

Gegen eine Zuordnung zur Sahara spricht auch die Art der Besiedlung. Während dort die seßhafte Bevölkerung zusammengeballt an den wenigen Wasserstellen lebt, ist auf Djerba gerade das Gegenteil der Fall; es zeichnet sich durch ausgesprochene Streusiedlung aus. Schließlich ist auch seine Bevölkerungsdichte, mit jener der Sahara verglichen, unerhört hoch; sie beträgt je Quadratkilometer 120 Einwohner. Auf dieser kleinen Insel leben rund 62 000 Menschen⁴⁾.

Welcher Region ist denn Djerba zuzuteilen? Sicherlich nicht der Sahara, und das trotz seiner vielen Dattelpalmen. Dieser Baum, der im allgemeinen als tauglichstes Mittel zur Abgrenzung der Sahara gegen ihr nördliches Vorland betrachtet wird, versagt hier in dieser Rolle. Auch R. CAPOT-REY scheint dieser Ansicht zu sein. Wie seine Karte auf S. 16 in „Le Sahara français“ (Paris 1953) zeigt, ordnet er die Insel, wie auch die benachbarte Küstenebene der Djeffara, einer Übergangszone zwischen Steppe und Wüste zu, er nennt sie „zone saharo-steppique“. Man kann sich allenfalls diese Auffassung zu eigen machen. Ich selber neige dazu, Djerba ohne Einschränkung der Steppe zuzuzählen, und zwar einer Steppe, in der nicht Weidewirtschaft und Nomadentum, sondern Garten- bzw. Ackerbau und Seßhaftigkeit dominieren. Gewisse natürliche und kultur-geographische Gegebenheiten, wie Klima, Vegetation, Ackerbau, Bevölkerungsdichte, Lebensweise, lassen Djerba sogar als das südliche Ende

¹⁾ S. TLATLI (1942, S. 51) nennt für 1942 572 000 Dattelpalmen.

²⁾ Angabe von R. CAPOT-REY in „Le Sahara français“, Paris, 1953, S. 39.

³⁾ Nach S. TLATLI (1942, S. 52) gab es für 1942 394 000 Ölbäume.

⁴⁾ Mitteilungen von seiten der Verwaltung in Houmt-Souk im September 1958 anlässlich meines Aufenthaltes.

des Sahel erscheinen, des dicht bevölkerten ost-tunesischen Küstensaumes.

Siedlung

Wie schon S. TLATLI (1942, S. 106) schreibt, ist die Streusiedlung für Djerba sehr charakteristisch. Ganz gleichgültig in welcher Richtung man auch die Insel durchquert, immer wieder tauchen Einzelhöfe auf, oft in lockerer Streu, in Abständen voneinander von einigen hundert Metern, ja von 1 bis 2 km; oft aber stärker massiert; ja vereinzelt werden sie von größeren und kleineren Weilern abgelöst. Ausgesprochene Weitmaschigkeit in der Siedlungsstreu besteht, von Houmt-Souk im N, Adjim im SW, Guellala im S und Midoun im E abgesehen, vor allem in den küstennahen Regionen und ferner teilweise im Innern, wie etwa im Abschnitt südlich der Straße, die Hara Srhira, El Mai, Sedouikech und El Kantara miteinander verbindet; durch Engmaschigkeit zeichnet sich die nordöstliche Inselhälfte (Houmt-Souk, Hara Kbira, Cedriane, Midoun, Mahboubine) aus, d. h. das landwirtschaftlich reichste Gebiet.

So wie heute hat Djerba schon vor Jahrhunderten ausgesehen⁵⁾. Das überrascht, ist es doch im Laufe seiner Geschichte wiederholt feindlichen Invasionen ausgesetzt gewesen. Seine Insellage hat es davor nicht bewahrt, vielleicht der zu geringen Entfernung vom Festland wegen. Während in der Sahara, und überhaupt in Nordafrika, bis in die jüngere Zeit hinein das Moment der Gefahr zum Zusammenschluß und zur Bildung befestigter Siedlungen rief, finden wir auf Djerba, wenn wir von dem aus dem 13. Jahrhundert stammenden Kastell Bordj el Kebir bei Houmt-Souk absehen, kein einziges Zeichen einer wehrpolitischen Maßnahme. Woran mag das wohl liegen? Bestand bei dieser Bevölkerung, in deren Adern, mindestens zum Teil, Berberblut fließt, vielleicht ein mangelndes Zusammengehörigkeitsgefühl und die Bereitschaft zu ständigen Kompromissen mit den Feinden? Fehlte der kriegerische Sinn und der Wille zur Unabhängigkeit und Selbstbehauptung? Wohl kaum, denn wie die Geschichte der Berber lehrt, ist eher das Gegenteil der Fall. Oder sind es die natürlichen Faktoren, die den Zusammenschluß vereiteln haben, etwa das Fehlen dominierender Anhöhen? Hat vielleicht die besondere Naturlage der Insel, die keine natürlichen, zum gemeinsamen Abwehrkampf auffordernden Gefahren kennt, die Entwicklung zur festen Schicksalsgemeinschaft gehindert? In der Tat: Auf

Djerba gibt es keine Erdrutsche, Flußüberschwemmungen, Sturmfluten, Sandstürme und langandauernde Trockenperioden mit katastrophalem Wassermangel. Es fehlen darum auch Gemeinschaftsleistungen, wie sie z. B. das Mzab in so imponierendem Ausmaße hervorgebracht hat.

Und wie steht es um das unentbehrliche Wasser, das in so vielen Fällen einen entscheidenden Einfluß auf die Art der Besiedlung ausübt? Auf Djerba scheidet das Wasser als siedlungsbestimmender Faktor aus. Denn es gibt hier keine Quellen und, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kein künstlich erschlossenes trinkbares Grundwasser. Die Bevölkerung deckt ihren Trinkwasserbedarf seit jeher aus dem himmlischen Naß. Diese Art der Wasserbeschaffung aber läßt jeden Siedlungstyp zu. Das beweist Djerba übrigens selber; neben der Streusiedlung gibt es noch zwei stadttähnliche Flecken, charakterisiert durch den Aneinanderbau von Häusern zu ganzen Zeilen längs Gassen. Es sind das die beiden jüdischen Siedlungen Hara Kbira (großes Ghetto) und Hara Srhira (kleines Ghetto). Auch sie versorgen sich mit Regenwasser.

Die Streusiedlung auf Djerba erweist sich als völlig unabhängig von erdgebundenen Faktoren, wie Wasservorkommen, Höhenlage, Geländeformen und Bodenarten. Für sie waren also andere Tatsachen ausschlaggebend, doch welche? Waren es rein persönliche, wie der Wunsch, inmitten seines Gartenlandes zu wohnen, um dieses unter ständiger Kontrolle zu haben oder um weite Anmarschwege zu vermeiden? S. TLATLI (1942, S. 105) führt die Streusiedlung auf den stark ausgeprägten Individualismus der Djerbi zurück, die um jeden Preis mit ihren Familien ungestört für sich wohnen wollen. Ich vermag diesem Erklärungsversuch nicht zuzustimmen. Zwar liegt dem Araber, vor allem dem Berber, ein starker Hang zum Gesondertwohnen im Blute. Das trifft z. B. auch für den Mozabiten zu, der zum Schutze seiner persönlichen Sphäre ein Haus eigenen Gepräges schuf. Seinem ausgesprochenen Individualismus zum Trotz sind aber im Mzab Städte entstanden.

Streusiedlung — Haufensiedlung: darin kommt auf Djerba, das ist jedenfalls sicher, ein rassisch-religiöser Gegensatz zum Ausdruck. Für die Juden, die hier nie Land besaßen, kam ein Zerstreuungswohnen zu keiner Zeit in Betracht. Dieser Wohnweise hätte auch ihr Zusammengehörigkeitsgefühl widersprochen, das sich in der Galuth (Verbannung) stark entwickelte.

Im Gegensatz zu zahlreichen Siedlungen der Sahara kommt der Moschee (djama) als siedlungsbildendem Faktor keine Bedeutung zu. Nirgendwo auf dieser Insel war sie, worauf schon

⁵⁾ Das geht z. B. aus einem Bericht von CIRNI hervor, den S. TLATLI (1942, S. 40) wiedergibt.

S. TLATLI (1942, S. 105) hinweist, der Kristallisationspunkt, um den sich die Menschen ansammelten und ihre Häuser errichteten. Nicht sie war zuerst da, sondern das Wohnhaus. Im Maße, als sich die Besiedlung verdichtete, ist eine Moschee nach der anderen entstanden. Nie ist sie von Wohnhäusern umgeben. Sie liegt — wiederum im Gegensatz zum Mzab — nicht zentral, ja sogar häufig abseits in einsamer Landschaft. Das Vorherrschen der Streusiedlung, vielleicht gepaart mit einer Spur von religiösem Fanatismus, engherzigem Lokalstolz und auch freundnachbarlicher Eifersüchtelei, hat ihre sehr große Zahl — es sind 288 — bedingt. Es trifft eine Moschee auf 200 Menschen; vor 50 Jahren, als die Bevölkerung bloß 30 000 Einwohner⁶⁾ zählte, sogar eine auf nur 100! Mir ist kein Gebiet bekannt, das sich durch eine solche Vielzahl von Moscheen auszeichnet. Von diesen Moscheen gehören auf Grund einer Zusammenstellung von R. STABLO (S. 41 seiner Abhandlung: „Les Djerbiens“, Tunis 1941, 165 S.) 122 den Malikiten und 166 den Ibaditen. Sie haben, namentlich was ihre Minarette anbelangt, verschiedenartiges Aussehen. Im Gegensatz zum Mzab sind sie keine Orte besonderer Gemeinschaftsbildung.

Das trifft indessen, wenn auch nur für die männliche Bevölkerung, für den Markt (souk) zu. Jedes Cheikhat (Bezirk) — es sind im ganzen deren 12 — hat seinen kleinen Souk, wo die Männer von Zeit zu Zeit, mitunter täglich, zum Einkauf und zur Pflege des Gedankenaustausches und der Geselligkeit zusammenkommen. Auch er ist, wie die Moschee, nicht von Wohnhäusern umgeben. Er besteht aus 20—50 kleinen Verkaufsläden, einem oder zwei Fondouks, wo die Reittiere während des Marktbesuchs eingestellt werden können, und einigen Cafés, Verwaltungsgebäuden (Post, Notariat, Polizeiposten, Gemeindeganzlei) und Bäckereien⁷⁾. In der Nähe finden sich die Schule und ein oder zwei Moscheen, vielleicht auch eine Klinik.

Der wichtigste Marktort ist Houmt-Souk, das kleine Verwaltungszentrum, wo außer Lebensmitteln noch Tiere und handwerkliche Erzeugnisse verkauft werden⁸⁾. Die Ware ist, wie all-

gemein im Orient, nach Gattungen geordnet. So finden wir die Produkte der Handwerker in einem eigenen kleinen Viertel, und zwar in der einen Gasse z. B. jene der Schuhmacher, in der andern jene der Schneider oder der Silberschmiede. Gewisse Dinge werden auf dem Wege der Versteigerung durch Ausrufer (dellal) abgesetzt, so Fische, Früchte und Gemüse, ferner Wolle, Teppiche, Wandbehänge, Matten, Schmucksachen, Möbel, alte Kleidungsstücke, Körbe, Töpfe und Tiere. Am wichtigsten sind der Montag- und Donnerstagmarkt. Dann treffen an allen Teilen der Insel ganze Scharen von Männern in Cars, Taxis und Privatwagen und auf Fahrrädern, Eseln und Maultieren ein.

Überall auf der Insel sind die Haustüren und Fensterläden blau angestrichen. Dieses Blau, aus schneeweißen Hauswänden herausleuchtend, verleiht den größeren Siedlungen eine besondere Note. Diese Farbkombination ist aber für Djerba nicht typisch. Auch andere tunesische Gebiete kennen sie.

Haus

Eine zweite Eigenart der Insel kommt in ihrem Haus (dar) zum Ausdruck. Dieses Haus ist von auffallend einfacher Konstruktion, besteht es doch bloß aus einem einzigen Raum von 8 bis 15 m Länge, 2 bis 2,5 m Breite und 3,5 bis 4 m Höhe. Sein Mauerwerk ist aus Kalkstein und Gipsmörtel erstellt und seine Terrasse aus Palmbalken, entblätterten Palmwedeln und Lehm. Das biegsame Palmholz, das man quer auf die beiden Längsmauern legt, hat die Hausbreite bestimmt. Im Haus werden drei Abschnitte unterschieden. Im mittleren und zugleich größten Abschnitt (kâa, Länge 4—10 m), in den vom Hof her ein Eingang führt, pflegen die Insassen bei kühlem oder regnerischem Wetter zu weilen. Sein Boden, aus festgestampfter Erde bestehend, ist mit Matten bedeckt. Kleine Wandnischen dienen zum Aufstellen von Lampen und Kerzenstöcken.

Beidseits des mittleren Abschnittes liegt je ein kleiner Schlafraum (Länge 2—2,5 m). Der eine

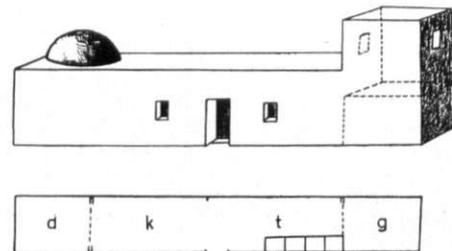


Fig. 2: (Haus dar).

d = donkana, k = kâa, t = Treppe, g = ghorfa.

⁶⁾ S. TLATLI (1942, S. 101) nennt für 1906 31 800 Einwohner.

⁷⁾ Seit wenigen Jahren wird das Korn in modernen Mühlen gemahlen. Doch vereinzelt, z. B. in Adjim, trifft man noch alte Mühlen, die an ihren großen Kuppeln zu erkennen sind. Darin wird durch ein im Kreise herumlaufendes Kamel oder Maultier ein schwerer Mahlstein auf einem andern mit Hilfe einer hölzernen Rädertransmission in drehende Bewegung versetzt.

⁸⁾ Houmt-Souk ist keine Stadt (medina), obwohl es gelegentlich von den Einheimischen so genannt wird. Sie wollen damit bloß seine größere Bedeutung gegenüber den anderen Orten der Insel zum Ausdruck bringen.

davon ist von einer Kuppel (qouba, Radius 1 m) überdacht und weist ein steinernes Podium (doukana) von 0,5 bis 1 m Höhe auf. Dieses Merkmal wegen wird der ganze Raum als Doukana bezeichnet. In ihm ist es, da Fenster fehlen, relativ warm; darum wird hier im Winterhalbjahr geschlafen.

Der andere Schlafraum weist einen quaderförmigen Aufbau (ghorfa) auf. Er liegt erhöht und ist vom mittleren Hausabschnitt aus über eine kurze Steintreppe zu erreichen. In ihm ist es, weil zwei oder drei Fenster eingebaut sind, nachts relativ frisch. Obwohl nur wenige Meter über dem Erdboden gelegen, ist er den kühle spendenden Meerwinden ausgesetzt. In ihm werden die Sommernächte verbracht. An Stelle des Quaders findet sich gelegentlich ein von Fenstern — früher waren es nur kleine Luftlöcher — durchbrochenes Wiegenngewölbe (kamra, 2—2,5 m lang, 1 m hoch). Manchmal trifft man beim gleichen Haouch — Mehrfamilienhaus — beide Abschlußformen nebeneinander. Ausnahmsweise ist dem Quader noch eine Kuppel aufgesetzt. Doukana und Ghorfa — letztere nennt man auch etwa Aali, d. h. erster Stock — werden durch Vorhänge abgeschlossen. Unter der Ghorfa liegt das Mestham (2—2,5 m hoch), in dem sich die Leute waschen. Darin finden sich ein paar Wasserkügel.

Der Bau von Ghorfas ist, wie S. TLATLI (1942, S. 109) schreibt, klimabedingt. Darin ist ihm beizupflichten, kaum aber seiner Ansicht, daß dieser Aufbau überdies einst der Abwehr von inneren und äußeren Feinden zu dienen hatte. Die wenigen Insassen — handelte es sich um einen Haouch bestenfalls 4—8 Mann — hätten von dort aus, selbst mit Gewehren bewaffnet, nicht viel auszurichten vermocht. Ich habe auf Djerba niemanden kennengelernt, der je einmal von einer solchen der Ghorfa zugeordneten Funktion gehört hätte.

Dem Haus ist auf der Türseite ein mauerumschlossener Vorhof angegliedert. Hier kann sich, den Blicken fremder Menschen entzogen, die Frau unverschleiert bewegen und ihre häuslichen Pflichten erfüllen. Hier findet sich eine primitive Hütte (gourbi) als Kochstelle (matbakh). Im Hof werden auch die wenigen Tiere, wie Esel, Schafe und Ziegen, nachts untergebracht.

Auf Djerba gleicht ein Haus dem andern, von jenen der beiden Hara abgesehen. Nach dem gleichen Schema wie vor Jahrhunderten wird auch heute noch gebaut, wenn auch geräumiger und solider. So verwendet man heute für die Dachkonstruktion Eisenstangen und Zement, was erlaubt, dem Haus eine größere Breite zu geben. Auch werden die Ghorfas oftmals mit einem



Abb. 1:

Haouch in Sedouikech mit Kuppeln und Wiegenngewölben; rechts davon ein einfaches Wohnhaus (dar) mit Kuppel über der Winterschlafstelle und fensterdurchsetztem Aufbau (ghorfa) als Sommerschlafstelle.

Zackenaufsatz verziert und die Fenster mit schließbaren Läden versehen.

Haouch

Fast immer sind zwei bis vier Häuser zu einem einzigen, geschlossenen Bau, dem Haouch, vereinigt. Wer in die Verhältnisse nicht eingeweiht ist, wird den ganzen Haouch auf Grund des optischen Eindrucks für ein einziges Haus halten und die Dar bloß für dessen Zimmer. Der Haouch (Mundart houch) tritt nun aber nicht nur baulich als eine Einheit auf, sondern auch soziologisch. Denn er wird von lauter Verwandten bewohnt, den Angehörigen einer Großfamilie, also von den Eltern und deren Kindern und Enkeln. Er steht unter der Autorität des Familienoberhauptes. Das Elternpaar schläft in einem Haus für sich und auch jeder verheiratete Sohn mit Frau und Kindern. Das ergibt für den Haouch 10—30 Insassen. Die Frauen bewegen sich darin unverschleiert, doch muß die Schwägerin vor dem Schwager den unteren Gesichtsteil verhüllen. Die enge Verwandtschaft erlaubt den Bau von gemeinsam benutzten Räumen, wie Speicher, Küche, Abtritt.

Der Haouch stellt einen viereckigen, meist quadratischen Bau dar von 10 bis 15 m Seitenlänge. Ein kurzer Gang (skifa), der durch eine schwere Türe aus Palmholz abschließbar ist, führt in den Innenhof (ouast oder massahat el houch). Hier vor allem spielt sich das häusliche Leben ab und wird gekocht. Oft ist die Kochstelle aber auch beim Eingang installiert, entweder im Haouch selber oder vor ihm im Freien. Für die ganze Familie wird gemeinsam Küche geführt.

Einen wichtigen Bestandteil des Haouch bildet der Speicher (makhzen). In der Regel findet er sich zwischen zwei Dar eingebaut, manchmal neben dem Eingang, oft der Bodenfeuchtigkeit wegen erhöht. Er dient der Aufbewahrung von

Olivenöl, Getreide und Datteln⁹⁾. In einem zweiten Speicher werden Werkzeug, Hausrat, Kleidungsstücke, Wäsche und Truhen versorgt. — Ein paar Meter vom Haouch entfernt liegt eine als Abtritt (bit raba) dienende, mauerumschlossene Grube.

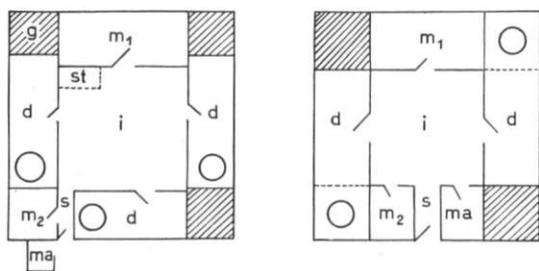


Fig. 3: Haouch (links in Midoun, rechts in Houmt-Souk); i = Innenhof, d = dar mit Kuppel (Kreis) und Aufbau (schraffiert), m₁ = makhzen für Hausrat, m₂ = makhzen für Lebensmittel, s = skifa, st = Stall, ma = matbakh.

Gelegentlich setzt sich der Haouch aus sechs Einzelhäusern zusammen. Sie sind so angeordnet, daß der Grundriß ein Rechteck bildet. Wie viele vorhanden sind, läßt sich an der Zahl der Ghorfas ablesen. Wird die Familie noch größer, muß man nebenan einen zweiten Haouch bauen. So können im Laufe der Zeit innerhalb des gleichen Gartens (menzel) mehrere Haouch entstehen, m. a. W. ein kleiner Weiler (homa). Ein solcher ist z. B. Mellita. Alle Leute hier sind miteinander verwandt.

Zum Haouch gehört häufig ein in seiner Nähe gelegenes Webhaus (hanout) mit zwei oder drei Webstühlen (noul). Es handelt sich um einen niedrigen, einräumigen und der Sommerhitze wegen halb in die Erde eingelassenen Bau (8 bis 10 m lang, 3 m breit, 4 m hoch) mit Satteldach und oft ohne Fenster. Im verkehrsabgelegenen Guellala wird auch in primitiven Gourbi gewoben. An weiteren Gebäuden sieht man vereinzelt Häuschen, in denen Futter aufbewahrt wird, so Stroh für den Esel und Maisstengel für das Kamel, und ferner im Garten der Reichen ein Gästehaus (makhzen el diaf), wo Freunde und Bekannte des Mannes bewirtet und ausnahmsweise auch einquartiert werden. Der Djerbi liebt es nicht, Leute, die nicht zur Familie gehören, im eigenen Wohnhaus zu haben.

Die Haouch mit ihren gepflegten Gärten sehen wie Villen aus. Sie geben der topographisch

⁹⁾ Diese Lebensmittel werden in Tongefäßen aufbewahrt. Es werden die folgenden Gefäße unterschieden: Sefri (zwei Henkel, schmale Öffnung; 180–200 l Olivenöl fassend), Tamani (gleiches Aussehen, aber nur 120 l aufnehmend), Jamba (gleiches Aussehen, doch nur für 50 l), Kabia (vier Henkel, breite Öffnung; 200 l Getreide oder Datteln fassend), Zir (wie Kabia, doch kleiner).

monotonen Landschaft das Gepräge, namentlich in den an Bäumen ärmeren Abschnitten, wo sie mit ihren schneeweißen Fassaden markant hervortreten. Andernorts aber, z. B. in Cedriane, sind sie im dichten Grün von Dattelpalmen und anderen Fruchtbäumen versteckt. Jedes Jahr, gewöhnlich nach der Olivenernte, werden sie mit Kalkmilch geweißt. Diese Wohnhäuser mit ihren meist in den Ecken sich erhebenden Aufbauten sind von besonderer Eigenart. Soweit mir bekannt ist, kommen sie nur auf Djerba vor; es scheint sich um eine Schöpfung dieser Insel zu handeln¹⁰⁾.

Das Wohnhaus der Juden

Einen etwas anderen Charakter hat das von den Juden bewohnte Haus. Es ist, auch nach ihrem Dafürhalten, kein Haouch, sondern einfach ein Wohnhaus, von ihnen Dar — doch nicht im Sinne der Djerbi — geheißen. Um den meist quadratischen Innenhof gruppieren sich die Schlafräume, die aber auch dem Wohnen dienen, und verschiedene Speicher. Auch ist da ein Platz vorhanden, wo zur Zeit des Laubhüttenfestes (sukkoth) die Hütte errichtet wird¹¹⁾. Die Schlafräume sind in gleicher Weise wie die Dar der Djerbi unterteilt: ein Mittelstück, in dem auch Gäste empfangen werden — in seine Hinterwand ist eine steinerne Sitzbank mit Arkade (khouss) eingelassen — und beidseits je eine Schlafstelle. Die eine davon, das Aali, liegt gleichfalls erhöht, und zwar über dem Duscherraum, und ist auf einer Leiter zu erreichen. Sie ist von einer Kuppel oder einem Halbzylinder, doch von keiner Ghorfa, überdacht. Die andere Schlafstelle gleicht dem Doukana, besitzt aber keine Kuppel.



Abb. 2

Haouch in Adjim mit vier quaderförmigen Aufbauten (ghorfas).

¹⁰⁾ Einige wenige Djerbi haben gleiche Haouch im relativ nahen Ben Gardane, wo sie sich als Händler niederließen, gebaut.

¹¹⁾ Die Beschreibung bezieht sich auf ein bestimmtes Haus in Hara Srhira.

Längs des kurzen Ganges zum Innenhof liegen die folgenden Räume: ein Stall für die Ziegen, ein Abtritt bzw. eine Kotgrube, die sich entleeren läßt, das Frauenbad, die Küche und neben dieser der Backofen. Die Küche wird von einer Kuppel mit vier im Kreuz angeordneten Abzugslöchern für den Rauch überdacht. Das Abwasser fließt zu ebener Erde durch ein Mauerloch auf die Gasse. In dem aus Lehm bestehenden Backofen (tanour) ist oben eine Backschüssel eingelassen, in der Palmwedel verbrannt werden. Sind deren Wände heiß genug geworden, wird auf diesen, nachdem man die Asche durch ein Seitenloch entfernt hat, der Brotteig ausgebreitet. Das Frauenbad stellt einen im Erdboden ausgehobenen Zylinder (Tiefe und Durchmesser je 1,5 m) dar, der mit Zement ausgekleidet ist. Eine kurze Stiege führt zu ihm hinab. Er ist immer mit Wasser gefüllt. Dieses Frauenbad wird von den Juden als Makoui bezeichnet, d. h. als Ort, wo sich Wasser befindet, oder als Tebila, d. h. als Ort, wo die Frau taucht. In Hara Srhira ist fast jedes Haus mit einem solchen Frauenbad ausgestattet, nicht aber in Hara Kbira, wo die meisten Frauen das öffentliche Bad benutzen müssen.

Wasserversorgung

Djerba ist, und damit erwähnen wir eine dritte Eigenart, ein Land der Zisternen. Da Quellen und, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auch brauchbare Grundwasserschichten fehlen, werden die im Winterhalbjahr auf die Hausterrassen fallenden Niederschläge gesammelt. Es gibt kein Wohnhaus, das nicht mit einer Zisterne versehen wäre. Ihr Wasservorrat muß so groß sein, daß er für das ganze Jahr, besonders für die vier bis sechs trockenen Sommermonate ausreicht. Es können im wesentlichen die folgenden zwei Auffangvorrichtungen unterschieden werden:

1. Die Hausterrassen sind so geneigt, daß alles Wasser der gleichen Hausseite zufließt und durch Ablaufröhren auf eine niedrige (Höhe 0,4—1 m), ihr entlang ziehende Plattform stürzt. Diese fängt es auf und leitet es der

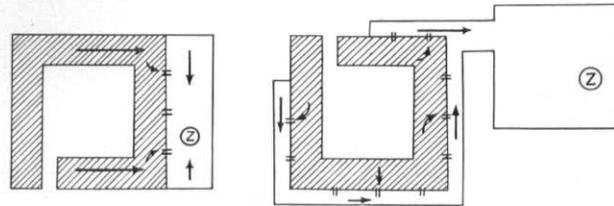


Fig. 4: Hauszisternen.

Beispiel links aus El Mioud, Beispiel rechts aus Houmt-Souk. Schraffiert: Haouch (Terrassen), un-schraffiert: Plattform, z = Zisterne mit Auffangfläche.

Zisterne zu. Je nach ihrer Breite dient sie selber als Auffangfläche (Figur 4, l).

2. Die Plattform geht fast ganz um den Haouch herum und ist in der durch die Pfeile angegebenen Richtung (Figur 4, r) geneigt. Die Zisterne, der sie das Wasser der Hausterrasse zuführt, ist noch selber mit einer Auffangfläche (sedha) ausgestattet.

Oft vermag diese Zisterne den Wasserbedarf nicht zu decken. Darum findet sich neben dem Hause noch eine zweite Zisterne mit rechteckiger, 100—300 m² großer, geweißter und wenig über dem Erdboden liegender Auffangfläche. Diese ist meist aus solidem Mauerwerk erstellt, doch gelegentlich besteht sie, wie in Guellala, auch bloß aus festgestampfter lehmiger Erde.

Bei den Zisternen unterscheidet man, worauf schon S. TLATLI (1941, S. 64) aufmerksam macht, zwei Arten: Majen und Fsquia. Das Majen ist ein aus der Erde ausgehobener Behälter (Tiefe 4 bis 10 m; Basisbreite 4—5 m) von Birnenform. Das Wasser wird ihm in Eimern durch eine etwas über die Auffangfläche ragende Öffnung, die durch einen eisernen Deckel abschließbar ist, entnommen. Ist er zu reinigen, muß die Öffnung, damit ein Mann einsteigen kann, erweitert und nachher wieder auf das normale Ausmaß zugestrichelt werden. Das Wasser der Auffangfläche fließt ihm durch ein oder zwei seitlich im Zisternenhals angebrachte Löcher zu. Das Fsquia ist eine Zisterne

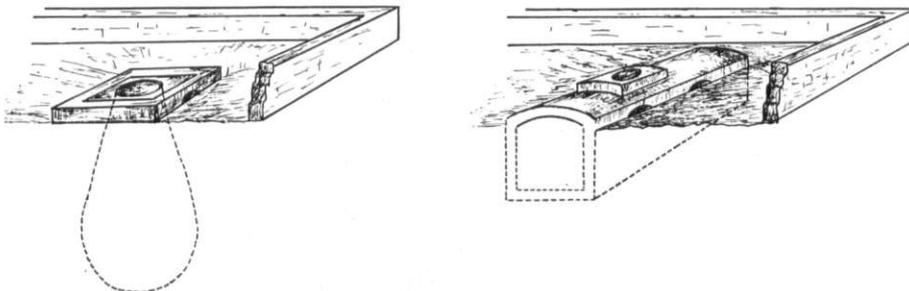


Fig. 5: Zisternen, links: Majen; rechts: Fsquia.

von Quaderform. Auch es ragt etwas über die Auffangfläche empor und weist 2—8 Zuflußlöcher auf. Es ist meist groß, nämlich 8—12 m lang, 3 m breit und 4—8 m tief. Das Fsqia ist weniger verbreitet, da seine Herstellung schwieriger und kostspieliger ist. Auch hier erfolgt der Wasserbezug durch eine oben gelegene Öffnung.

Die Tiefe der Zisternen hängt stellenweise von der Bodenbeschaffenheit des Untergrundes ab. Wo, wie in Houmt-Souk, eine Schicht salzigen Grundwassers in 4—5 m Tiefe dahinzieht, können sie höchstens 3,5—4 m tief gemacht werden. In Guellala aber, wo die Grundwasserschicht viel tiefer liegt, ist der Bau von 8 bis 10 m tiefen Behältern möglich.

Im Laufe des Sommers werden die Wasservorräte aufgebraucht, doch im kommenden Winter wieder ersetzt. Freilich ist dies nicht immer ganz der Fall. Dann muß im nächsten Sommer nach Kräften an Wasser gespart werden, will man keinen Durst leiden. Der Djerbi hat es allerdings in der Hand, diese Gefahr ein für allemal zu bannen. Er muß nur größere, 100—200 m³ Wasser fassende Zisternen bauen, die eine für zwei Jahre ausreichende Speicherung erlauben. Das ist aber eine kostspielige Angelegenheit, die sich nur reiche Leute leisten können. Der Staat sucht den Bau großer Zisternen durch Subventionen (1959: Gratisabgabe von 4 t Zement und Übernahme eines Kostenanteils von 300 DM) zu fördern. Er macht aber zur Bedingung, daß ein Fsqia erstellt wird, und zwar von mindestens 50 m³ Fassungsvermögen. Für seinen Bau sind während ungefähr drei Wochen zehn Arbeiter notwendig. Die Kosten belaufen sich gegenwärtig auf fast 2000 DM, m. a. W. auf mehr als für ein Dar.

Auch die wenigen, hauptsächlich von Maltesern bewohnten und in europäischem Stil ausgeführten Häuser in Houmt-Souk sind mit Zisternen ausgestattet. Diese liegen direkt unter den Küchen, mit denen sie durch Schächte in Verbindung stehen. Das Wasser kann also, ohne daß man das Haus verlassen muß, heraufgezogen werden. Dieses Regenwasser wird den Zisternen von den Hausterrassen durch besondere Ableitungsröhre zugeführt.

Hausterrassen und Auffangflächen werden alljährlich kurz vor Eintritt der Winterregen (Ende September/Anfang Oktober) gereinigt, die Wasserbehälter aber bloß alle 2—4 Jahre. Der Verunreinigungsgefahr wegen duldet man auf der Insel keine Tauben. Dieses Wasser muß sauber sein, dient es doch zum Trinken, Kochen und zur Körperpflege. Als Brauchwasser, etwa zur Reinigung des Hauses oder für die Wäsche, kommt es, weil zu kostbar, nicht in Frage. Als solches be-

nützt man das Wasser aus den Ziehbrunnen (bir; berberisch anou). Jeder Garten, in dem ein Haus steht, weist einen Ziehbrunnen¹²⁾ auf, dessen runder, 10—40 m tiefer Schacht in die oberste Grundwasserschicht hinabreicht. Sein Wasser wird in Ledersäcken von einem Kamel oder Maultier emporgezogen. Seines Salzgehaltes wegen ist es nicht genießbar. Die Juden, die keine Gärten besitzen, haben Ziehbrunnen in ihren Häusern erstellt.

Mit Zisternen, meist deren zwei bis vier, sind auch die Moscheen ausgestattet. Dieses Wasser wird für die rituellen Waschungen benötigt. Die nebeneinander liegenden Auffangflächen lassen sich leicht mit Gebetsplätzen verwechseln. Tritt aber Wasserknappheit ein, darf die Bevölkerung aus diesen Zisternen Wasser schöpfen.

Die Tatsache, daß sich immer wieder Jahre großen Wassermangels einstellen, hat seit langem die Behörden auf den Plan gerufen. Sie selber haben, über die ganze Insel zerstreut, eine Anzahl Zisternen gebaut. Die größten haben ein Fassungsvermögen von 100 bis 125 m³ und Auffangflächen von 1000 bis 2000 m², wie etwa jene fünf, die sich in Houmt-Souk beim Bordj el Kbir befinden, oder jene an der Piste Sedouikech-Guellala. Sie liegen teils in der Nähe der Weiler, teils aber auch abseits in einsameren Gebieten, von den nächsten Häusern 1—2 km entfernt, fast immer aber an einer Straße. Zur Zeit gibt es 130 staatliche und 30 kommunale Zisternen. Wer Wasser schöpfen will, muß beim Ortsvorsteher (Scheich) den Schlüssel zum Öffnen des Abschlußdeckels holen. Dieses Wasser ist gesucht; viele Familien ergänzen auf diese Weise im Laufe des Frühjahrs ihren Vorrat. Der Wasserbezug ist bei den staatlichen Zisternen gratis, bei den kommunalen zahlt man eine kleine Gebühr. Bei den modernen Anlagen wird das Wasser durch Handpumpen heraufbefördert. An vereinzelt Orten haben reiche Wohltäter der Allgemeinheit Zisternen gestiftet, so z. B. in El Mioud zwei Mohammedanerinnen, oder in Hara Kbir eine Judenfrau.

Der ständig zunehmende Wasserverbrauch, hervorgerufen durch die starke Bevölkerungsvermehrung und die wachsenden hygienischen Anforderungen, veranlaßte schon vor Jahrzehnten die Behörden, die Grundwasserschichten zu erschließen. Die durchgeführten Bohrungen verliefen aber im großen und ganzen erfolglos, war doch das zutage geförderte Wasser salzhaltig und

¹²⁾ Der Brunnen besitzt ein Auffangbecken (mida) für das Wasser, von wo aus dieses in ein Verteilerbecken (jabya) fließt. Diese Art von Ziehbrunnen ist in Nordafrika weit verbreitet; nur ihre Namen sind oft von Gegend zu Gegend verschieden.



Abb. 3

Moderne staatliche Zisterne zwischen Guellala und Sedouikch. Das Wasser der Auffangfläche fließt den beiden Behältern zu (Mitte links). Rechts: Pumpstation (mit Kuppeln).

darum ungenießbar. Erst im Jahre 1938 stieß man auf trinkbares Süßwasser, und zwar bei einer bloß 26 m tiefen Bohrung bei Ouallagh. Ihr Wasser muß, da es keinen artesischen Charakter hat, heraufgepumpt werden. Es gelangt in ein bei Ouallagh gelegenes Reservoir von 250 m³ Fassungsvermögen und von da aus nach einem zweiten gleich großen in Houmt-Souk. Dort wohnen die Wasserbezüger, zur Zeit deren 180. Zu ihnen gehören die paar Hotels, Cafés und Europäerhäuser. Dieses Wasser speist ferner 10 öffentliche Brunnen, z. B. einen in Taourit, einen anderen in Hara Srhira. Selbsthaft gewordene Nomadenfrauen tragen es in Krügen gegen eine kleine Entschädigung den verschiedenen Haushaltungen zu, die dem Wasseramt einen Wasserzins zu entrichten haben.

Stellt sich Wasserknappheit ein, veranstaltet die männliche Bevölkerung der malikitischen Glaubensrichtung unter Anführung des Imam (Vorbeter in der Moschee) besondere Bittgänge zu den Gräbern ihrer Heiligen (marabout). An diesen Prozessionen nehmen auch die Notablen teil.

Garten

Als vierte Eigenart der Insel sei ihre Feldflur erwähnt. Djerba ist in weiten Abschnitten durch markante Erdwälle (tabia), die stellenweise, wie bei Cedriane, 2,5 m hoch sind, in eine Vielzahl von Gärten aufgeteilt. Aus diesen Wällen ragen

dichtgeschlossene Bestände von Feigenkakteen oder von Agaven. Die Wege ziehen oft tief zwischen diese Hecken eingesenkt dahin. Weniger hoch sind die Tabia bei Houmt-Souk. Vereinzelt, wie zwischen Sedouikch und Guellala, werden sie aus Steinen gebildet, die man im Felde zusammengelesen hat.

Der Djerbi unterscheidet vier Flurarten: Menzel, Djnän, Sania und Frawa. Sie werden auch von S. TLATLI (1942, S. 49) erwähnt. Seine Definitionen stimmen aber nicht genau mit den meinigen überein. Nach meinen Feststellungen ist das Menzel ein von einer Hecke umschlossenes Stück Land von meist rechteckiger Form, in dem Dattelpalmen und andere Fruchtbäume, doch selten Ölbäume wachsen. In ihm wird oft Gemüse gezogen. Da dieses bewässert werden muß, ist das Menzel mit einem Ziehbrunnen ausgestattet. Am charakteristischsten ist aber, daß es einen Haouch aufweist. Fremde Leute dürfen es darum nicht betreten und sein Eingang ist gelegentlich abgeschlossen. Sind zwei oder mehr Haouch vorhanden, so ist das Menzel, ohne daß das für den Uneingeweihten sichtbar würde, unterteilt, und zwar als Folge von Erbteilungen. Es wird nach dem Urahnen, der es schuf, benannt. So heißt eines Saoud, ein anderes Abderrahman oder Galoul oder Ghoul usw. Heute wohnen seine Nachkommen männlichen Geschlechts darin. Als Privateigentum darf es selbstverständlich verkauft werden. Doch kommt das kaum vor, und wenn schon, dann nur an Verwandte. Die Menzel sind 30—100 a groß, selten mehr.

Als Djnän wird ein heckenumstandener Fruchtgarten bezeichnet mit Aprikosen-, Feigen-, Mandel-, Pfirsich-, Birn- und Apfelbäumen und auch Trauben. Da in ihm gewöhnlich kein Gemüse angebaut wird, besitzt er keinen Brunnen. Doch ist gelegentlich eine Hütte vorhanden, worin man Feldgeräte versorgt und während der Feldarbeit ausruht.

Unter Sania versteht der Djerbi den eigentlichen, gleichfalls von einer Tabia umschlossenen Gemüsegarten. Der Bewässerung wegen weist er stets einen Ziehbrunnen auf. In ihm kommen auch Dattelpalmen und Ölbäume vor.

Die Frawa ist der Olivenhain. Er wird nie von einer Hecke eingefaßt. In langen regelmäßigen Reihen stehen die Bäume hinter- und nebeneinander. Der Boden wird drei- bis sechsmal im Jahr gepflügt, damit Luft und Regen leichter eindringen können. An der Frawa haben viele Familien Anteil, die reicheren mit 200—600 Bäumen, die ärmeren mit bloß 5—10; im Mittel trifft es auf eine Familie 20—30 Bäume. Vereinzelt erhebt sich aus ihr heraus eine Dattelpalme. In

diesem Hain werden im Winterhalbjahr Korn und Gerste angebaut.

Die wichtigste Beschäftigung bildet der Gartenbau, im besondern die Kultur der Dattelpalme und des Ölbaums. Die Dattelpalme wird in den Monaten März und April bestäubt. Dabei werden, wie in andern Gebieten Nordafrikas, laut Lobpreisungen auf den Propheten Mohammed ausgesprochen. Die Ernte findet im September und Oktober statt. Ihr Ertrag vermag den Bedarf der Bevölkerung zu decken. In die Zeit zwischen Mitte November und Ende Dezember fällt die Olivenernte. Ihr Beginn wird durch die Behörde festgesetzt. Flurwächter sorgen unter Bußenandrohung dafür, daß sich jedermann an das festgelegte Datum hält. So läßt sich ein Einbringen nicht ganz ausgereifter Früchte verhindern. Auf diesen Zeitpunkt treffen zusätzliche Arbeitskräfte ein, die aus Medenine und Tatahouine kommen; es sind vor allem seßhaft gewordene Nomadenfrauen. Auch kehrt ein Teil der auswärts tätigen Djerbi auf dieses Datum zur Überwachung der eigenen Ernte in die Heimat zurück. Die Früchte werden von den Ästen auf darunter ausgebreitete Tücher geschüttelt oder mit einem besonderen Kamm abgelöst. Im Laufe des Winters gelangen sie in die Ölmühle. Die alten, halbwegs unter der Erde gelegenen Mühlen, bei welchen eine durch ein Kamel in kreisende Drehung versetzte schwere Steinwalze die Früchte in einem steinernen Behälter zermalmte, sind seit 1950 fast völlig verschwunden. An ihre Stelle sind moderne, elektrisch angetriebene Mühlen getreten. Ob in Privat- oder in Genossenschaftsbesitz (z. B. in Adjim), stets ist ein Siebentel des erhaltenen Öls als Entschädigung für die Benützung abzuliefern. Viele Djerbi sind auch Besitzer von Ölbäumen im Gebiete von Zarzis. Die meisten Familien sind in der Lage, ihren Bedarf an Öl selber zu decken.

Djerba bringt in größerer Menge Früchte, z. B. Mandeln, Granatäpfel, hervor, ganz besonders aber Gemüse, vor allem Tomaten und Linsen. Das Gemüse, das nach den Herbstregen (Oktober oder November) angebaut wird, muß im Laufe des Winterhalbjahres wöchentlich einmal bewässert werden. Auch diese Arbeit besorgen häufig die Frauen — ganz im Gegensatz zum Mzab, wo sich das Verrichten von Gartenarbeit für die Frauen nicht schickt. Während des trockenen Sommers wird nur wenig Gemüse gezogen.

Auf Djerba wird auch Getreide, namentlich Gerste, angebaut, doch nur in geringer Menge. Die Saat erfolgt nach den Herbstregen und die Ernte im März oder April. Das Getreide muß, meist wenige Wochen vor der Ernte, bewässert

werden. Gleich nach der Ernte wird es gedroschen. Vor den Wohnhäusern liegen die sauber gescheuerten, manchmal auch aus Steinen und Zement erstellten Dreschplätze (*mandra*), wo in bekannter Weise Esel und Maultier auf den ausgebreiteten Garben im Kreise herumgejagt werden.

Die Ackerkrume ist von unterschiedlicher Qualität, doch in gewissen Abschnitten, wie etwa in Cedriane, ausgesprochen fruchtbar. Sie braucht fast keinen Dünger (Stallmist, Jauche, Küchenasche). Die Gärten von Cedriane, wo überdies noch süßes Grundwasser für Bewässerungszwecke zur Verfügung steht, gehören zu den üppigsten der ganzen Insel.

Viele Djerbi betätigen sich neben dem Gartenbau noch als Weber. Sie stellen Decken und Teppiche her. Diese werden zum größten Teil nach auswärts verkauft. Das Weben stellt eine der Haupteinnahmequellen dar. In Guellala, wo ein ausgezeichnete Ton vorkommt, ist die Töpferei heimisch. Das Gelände ist von zahlreichen Brennöfen durchsetzt, die nur aus Erde und Tonscherben errichtet sind. An der Küste, besonders bei El Kantara, Adjim und Houmt-Souk, ist die Fischerei von einer gewissen Bedeutung.

Auswanderung

Von den natürlichen Gegebenheiten abgesehen, bestehen somit zwischen Djerba und dem Mzab auch in kulturgeographischer Hinsicht, wie dem Hausbau, der Siedlungsweise, Wasserbeschaffung und Bodenbearbeitung bemerkenswerte Unterschiede. Wie verhält es sich in bezug auf gewisse geistige und soziale Belange? Von den Mozabiten ist bekannt, daß sie als gerissene Händler im Norden Algeriens ihr Brot verdienen. Wenn sie auswandern, lassen sie ihre Frauen, für die ein Auswanderungsverbot besteht, im Mzab zurück. Durch die dauernde Verankerung der Frau im heimatlichen Boden soll die ganze Eigenart ihres Landes mit seinen besonderen religiösen, sozialen und rechtlichen Institutionen erhalten bleiben. Das Auswanderungsverbot zwingt den Mann, von Zeit zu Zeit zur Familie zurückzukehren. Wie steht es damit bei den berberischen Ibaditen auf Djerba?

Die Insel wird, wie bereits erwähnt, von rund 62 000 Menschen bewohnt; im Jahre 1906 waren es bloß 31 800. Die Einwohnerzahl hat sich in 50 Jahren somit nahezu verdoppelt. Die Insel vermag diese Bevölkerung nicht zu ernähren. Ein großer Teil, schätzungsweise 8000 Männer und Jünglinge, arbeitet darum auswärts, und zwar hauptsächlich als Händler. Das Handeltreiben liegt ihnen, wie den Mozabiten, im Blute. Seit Jahrhunderten wandern sie aus, haben

reiche merkantile Erfahrung gesammelt und durch Tradition, Aneignung und Angewöhnung einen hochgezüchteten Krämergeist entwickelt. Bezeichnend ist, daß sozusagen kein einziger Djerbi in den Staatsdienst eintrat, als Tunesien 1956 die Unabhängigkeit erlangte und die von Franzosen innegehaltenen Stellen durch Tunesier zu besetzen waren. Kaum der Schule entwachsen, meistens im Alter von 12 bis 14 Jahren, werden die Söhne in die Fremde mitgenommen, wo sie im väterlichen Geschäft, inmitten einer ausschließlich männlichen Gemeinschaft, aufwachsen. Die Auswanderer kehren von Zeit zu Zeit in die Heimat zurück. R. STABLO hat der Auswanderung ein besonderes, durch viel Zahlenmaterial belegtes Kapitel (S. 86—110) gewidmet. Ich gehe darauf nicht ein, sondern begnüge mich lediglich mit ein paar ergänzenden Mitteilungen.

Die auswandernden Djerbi suchen, was bekannt ist, vor allem die Städte Tunesiens auf, ganz besonders Tunis, wo allein zwei Drittel tätig sind. Viele haben sich ferner im östlichen Algerien niedergelassen, namentlich in Constantine und Souk-Ahras. Die ibaditischen Auswanderer leben hier in enger Nachbarschaft mit den ausgewanderten Mozabiten und besuchen deren Moscheen. In kleineren Gruppen sind sie in Marokko, Libyen, Ägypten und in den Ländern des Vorderen Orients anzutreffen. Die Auswanderung hat sie seit Generationen mit der westlichen Zivilisation in Kontakt gebracht. Daher rührt es, daß sie innerhalb Südtunesiens als die fortschrittlichsten Menschen gelten. In Schulbildung, Ausstattung der Wohnräume und in hygienischen und sanitären Belangen sind sie weiter voran als etwa die Leute der benachbarten Djeffara.

Unter den Auswanderern sind zwei Gruppen zu unterscheiden: die Stoffhändler, die Stoffe, Decken, Teppiche und Kurzwaren verkaufen, und die Spezereihändler. Wie R. STABLO (S. 91) schreibt, liegt fast der ganze Spezereihandel Tunesiens in ihren Händen. Ungefähr vier Fünftel sind darin tätig, und zwar vor allem Malikiten aus dem Cheikhat Midoun. Ihre Kaufläden zeichnen sich durch Sauberkeit, flinke und höfliche Bedienung und große Reichhaltigkeit an Lebensmitteln, auch solchen ausländischer Herkunft, aus. In den größeren Läden sind ununterbrochen sechs bis zehn Mann an der Arbeit. Neben der einheimischen Bevölkerung gehören die Europäer — Franzosen, Italiener, Malteser, Griechen — zu ihren Kunden. Die Läden sind alle Tage von morgens fünf Uhr bis nachts zehn oder gar elf Uhr offen. Nur ein einziges Mal im Jahr, am hohen Festtag des Aid el Kebir, bleiben sie geschlossen.

Wie die Mozabiten sind auch die Djerbi von einem fanatischen Arbeitseifer beseelt, gönnen sich keine Ruhe und sind sparsam, ja geizig, und außerordentlich genügsam. Man sucht sie am Abend vergebens in den Kinos und Cafés. Das Personal des gleichen Ladens — meist Verwandte — unterhält gemeinsam eine bescheidene Wohnung.

Die Stoffhändler sind Ibaditen, die meisten davon aus dem Cheikhat Cedriane. Sie sind im vornehmsten Marktviertel der Medina von Tunis tätig, nämlich im Souk el Trouk (Türkenmarkt), der sich bei der großen Moschee El Zaitouna befindet. Sie haben in bestimmten gedeckten Gassen alle Läden inne. Sie sind, wie auch die Spezereihändler, sprachengewandt; neben Arabisch — und oft noch der berbischen Muttersprache — sprechen sie fließend Französisch und mitunter auch noch Italienisch. Der Preis der Ware wird nicht angeschrieben, er wird von der Kundschaft — meistens Araber und Araberfrauen — erfragt, worauf ein minutenlanges Feilschen beginnt, bei welchem sich die Djerbi außerordentlich geschickt benehmen und niemals ihr Gesicht und ihre Geduld verlieren.

Auch diese Stoffläden sind alle Tage offen. Nicht so die Läden der übrigen Mohammedaner, welche die Gewohnheit angenommen haben, sie am Freitag, ihrem Feiertag, wenigstens nachmittags zu schließen. Auch die Juden stellen an ihren Feiertagen, vor allem am Sabbath, die Arbeit stets ein, in der Regel auch noch am Sonntag nachmittag. Die Djerbi haben für diese häufigen Arbeitseinstellungen kein Verständnis.

Die Stoff- und Spezereiläden sind Familienbetriebe. Die Ware wird bei einem Grossisten, fast immer einem Landsmann, ausnahmsweise einem Juden oder Europäer, eingekauft. Der Zusammenhalt der Djerbi in der Fremde ist stark, weit stärker als in der Heimat. Das rührt nicht zuletzt daher, daß sie in den Städten kleine Minderheiten bilden, für die es gilt, sich im Daseinskampf gegenüber zahlenmäßig erdrückenden Mehrheiten zu behaupten. In der Fremde ist auch ihr Helferwille lebendig. Ist ein Djerbi in Not geraten, so wird für ihn eine Geldsammlung unter den Landsleuten durchgeführt, deren Ertrag ihm die Rückkehr in die Heimat erlauben soll. Die Djerbi, selbst im großen Tunis, bleiben aber Individualisten. Sie sind in keiner Weise zusammengeschlossen, auch nicht beruflich oder konfessionell, kommen zu keinen gemeinsamen Veranstaltungen zusammen und besitzen kein Gemeinschaftshaus, keine eigene Moschee und keinen eigenen Friedhof. Das gilt sowohl für die Malikiten als auch Ibaditen. Wer in der Fremde stirbt, wird auf irgendeinem mohammedanischen

Friedhof beigesetzt, dort allerdings in einem besonderen Abschnitt. Das ist aber nichts Auffallendes, halten es doch andere Zugezogene, z. B. die Leute aus Sfax oder Sousse, genau gleich. Wie bei den Mozabiten, dürfte auch bei den Djerbi der sich in der Fremde manifestierende Gemeinschaftsgeist die Folge eines gleichartigen, durch gleiche Abstammung, Milieueinflüsse, Tradition und Gewöhnung bedingten Lebensgefühls sein. Doch ist dieser Geist lange nicht so stark wie bei den Ibaditen aus dem Mzab.

Die Auswanderung hat, wie bereits erwähnt, temporären Charakter. Nicht nur hegen fast alle Djerbi den Wunsch, ihren Lebensabend auf ihrer Insel zu verbringen; sie kehren auch während der Auswanderungszeit häufig dorthin zurück, ein großer Teil heute dank der verbesserten Verkehrsmöglichkeiten jedes Jahr einmal für ein bis vier Monate. Sie werden in ihrer Arbeit von Familienangehörigen abgelöst. Selbst Leute, die sich in Ägypten oder der Türkei niedergelassen haben, pflegen Haus und Garten auf Djerba zu behalten. Sie sind im geheimen vom Wunsche beseelt, ihre Heimat doch noch einmal sehen zu können¹³⁾.

¹³⁾ Während der Abwesenheit werden Haus und Garten von nahen Verwandten betreut. Diese haben auch die allenfalls angestellten Tagelöhner bei ihrer Arbeit zu überwachen. Nicht selten überläßt man den Garten einem Pächter.

Am meisten Auswanderer weilen in den Monaten Januar bis April auf der Insel. Das kommt nicht von ungefähr, sondern hängt damit zusammen, daß dann in Tunesien, vor allem auch in der Hauptstadt, der flaueste Geschäftsgang herrscht. Während der übrigen Zeit des Jahres ist ihre Anwesenheit im Geschäft nötig, namentlich zu den Erntezeiten (Vorsommer und Herbst), wenn die ländliche Bevölkerung durch den Verkauf von Getreide, Datteln und Oliven zu Bargeld kommt und so ihren Bedarf an verschiedenen Erzeugnissen decken kann.

Noch vor wenigen Jahren wanderte, wie S. TLATLI (1942, S. 116) schreibt, nur der männliche Teil der Bevölkerung aus. Das hat sich seit ungefähr 1950 gründlich geändert. Viele Djerbi, schätzungsweise die Hälfte, nehmen heute ihre Familien mit, und zwar sowohl Malikiten als auch Ibaditen. Es besteht auf Djerba, im Gegensatz zum Mzab, kein Auswanderungsverbot für die Frau. Wahrscheinlich hat auch nie ein solches bestanden. Jedenfalls weiß niemand, selbst älteste Leute nicht, etwas darüber zu berichten. Wer seine Familie mit sich nimmt, pflegt weniger häufig nach Djerba zurückzukehren. Doch wird dafür gesorgt, daß auch die auswärts geborenen Kinder die Heimat frühzeitig kennen lernen. Und wenn groß geworden, werden sie innerhalb des Volksstammes verheiratet.

BERICHTE UND KLEINE MITTEILUNGEN

KLIMADIAGRAMME

Gedanken und Bemerkungen über die Verwendung von Klimadiagrammen für die Typisierung und den Vergleich von Klimaten*).

Mit einer Klimakarte von Chile als Beilage und 13 Fig. im Text.

WILHELM LAUER

Climatic Diagrams, Some considerations and remarks

Summary: In climatology, diagrams are important in the elucidation of descriptive material and maps. They assist in the recognition of many causal connections and the establishment of climatic types. For investigations dealing with large areas temperature and precipitation diagrams are the most suitable for characterizing climate. Three different types of diagrams are usually distinguished:

1. The usual diagram (after A. HETTNER) showing the course of precipitation and temperature throughout the year.
2. Climograms.

*) Nachstehender Beitrag enthält kritische Bemerkungen über verschiedene Arbeiten von H. GAUSSEN und H. WALTER

3. Humidity diagrams in which temperature and precipitation are expressed through an index.

The two latter types of diagrams can also show rainy and dry seasons if the appropriate limit of dryness is entered.

GAUSSEN, 1953, and WALTER, 1955, have shown that the HETTNER diagram may also be used for showing humid and dry seasons provided the P- and T-ordinates are entered in the proportion $p = 2t$. This paper shows that the formula $p = 2t$ is not suitable for all types of climate and is only valid for those regions for which the authors mentioned developed this quotient.

For the tropics especially, and also for zones characterized by an alternation between rainy and dry seasons, it is suggested that DE MARTONNE' index of dryness should be used. In temperate climates, especially those where rain occurs at all seasons, and in boreal climates, it is the temperature which characterizes the weather over the year. An ombrothermic quotient which merely emphasizes dry and humid seasons is then of little use.

In any case a world atlas of climatic diagrams, as suggested by WALTER, would have to employ different indices to suit the different climates. Thus, though diagrams offer valuable assistance and a means of presentation for a classification of climates, they hold no new key to a solution.

Resumen: En la climatología gráficos son un medio de mayor importancia para informes descriptivos y para